

ZWISCHEN

MIRNA FUNK

DU
UND
NICH



ROMAN

dtv

Ich fuhr denselben Weg wie zu Rosa und weiter auf die Autobahn. Ab dem Berliner Ring fiel das Netz aus und damit auch Spotify. Es wurde still im Auto, nur die rasend schnellen Scheibenwischer brachten einen Sound hervor, der, wenn man so wollte, wie eine Melodie klang. Ich achtete penibel darauf, nicht schneller als achtzig zu fahren, weil ich auf keinen Fall sterben wollte, jetzt, wo ich mir eine zweite Chance gab. Dadurch verdoppelte sich die Fahrtzeit, die normalerweise eine Stunde und zwanzig Minuten betrug.

Lea und Thomas wohnten in Grumsin. Also mitten in der Uckermark. Dem Gebiet, das gutbürgerliche Familien aus Berlin seit den späten Neunzigerjahren für sich entdeckt hatten, um dort alte DDR-Scheunen und Häuser aufzukaufen und anschließend zu sanieren. Ich nannte sie die *Hamptons von Berlin*.

Lea und Thomas hatten das Grundstück erst als Wochenendhaus gekauft und vor fünf Jahren noch einmal ordentlich Geld investiert und es mit einer Solaranlage sowie einer funktionierenden Heizung versehen. Das war der Moment, als ich begriff, dass sie für immer dort leben würden. Abgeschottet in diesem Elf-Einwohner-Kaff. Ihr Haus lag nicht mal an der einzigen Straße von Grumsin, sondern hundert Meter davor im Wald. Es gab einen kleinen Trampelpfad von ihrem Grundstück zur Grumsiner Straße, und immer, wenn ich ihn nahm, musste ich an den Weg zu meiner Grundschule denken.

Er verlief zwischen dem Kissingen-Sportplatz und einem dicht bepflanzten Grünstreifen. Morgens holte ich meine Freundin Tatjana ab, und zusammen gingen wir auf dem meist matschigen Trampelpfad zur Schule und am Nachmittag wieder zurück. Für Fußgänger und Autofahrer war er nicht einsehbar. Nicht eine Woche verging, ohne dass uns Männer entgegenkamen, die ihre erigierten Penisse in der Hand hielten und uns anstarrten, wenn wir an ihnen vorbeiliefen. Immer, wenn ich Lea davon erzählte, hieß es, das seien doch nur Exhibitionisten, völlig harmlos, sie könnten eben nicht anders, als kleinen Mädchen ihre blau angelaufenen Penisse ins Gesicht zu halten.

Mich hatte es immer irritiert, dass meine Mutter die Situation so grundlegend anders eingeschätzt hatte als ich. Denn intuitiv spürte ich nicht nur einen tief greifenden Ekel vor diesen Männern, sondern auch die Gefahr, die von ihnen ausging.

Nach über zwei Stunden im Auto fuhr ich über die überschwemmte Auffahrt zum Haus. Meine Mutter hatte das Außenlicht eingeschaltet, so dunkel war es. Der Himmel war wolkenverhangen und pechschwarz, das Wasser schien nur so aus ihm herauszufließen. Ich blieb noch ein bisschen im Auto sitzen, obwohl ich nach wie vor keine Musik hören konnte. Auf meinem Display leuchtete ein *E*. Das für *Endstation Brandenburg* stehen konnte oder eben für ein fehlendes Netz. Ich unternahm einen kurzen Versuch, mich ins Wifi einzuloggen, aber offensichtlich hatte mein Vater das Passwort wieder geändert. Das tat er

einmal im Monat, um sich zu schützen, vor wem auch immer, in diesem völlig abgehängten Nirgendwo.

Ich musste fünfmal klingeln, bis meine Mutter endlich öffnete. Das kleine Wellblechdach über der Eingangstür war gegen den Regen machtlos. Das Wasser tropfte mir von der Nase, als meine Mutter vor mir stand. Sofort quetschte ich mich an ihr vorbei, schüttelte mich wie ein nasser Hund und zog mir die Schuhe aus.

»Du bist ja ganz nass. Bist du nicht mit dem Auto gekommen?«, fragte Lea und reichte mir die Hand zur Begrüßung. Mein Vater saß am Küchentisch und lötete irgendwas. Ich warf einen kurzen Blick auf das Foto von mir, das im Eingangsbereich hing. Es musste vor etwa fünfundzwanzig Jahren entstanden sein, bei einer Aufführung von Sartres *Fliegen* am Deutschen Theater. Ich sah traurig aus.

»Nike, was stehst du da im Flur, komm rein, Mama hat Kuchen gemacht!«, rief mein Vater mit seiner weichen Stimme.

Ich ging zu ihm in die Küche und setzte mich an den schweren Holztisch. Er klopfte mir auf die Schulter.

»Möchtest du etwas trinken?«, fragte meine Mutter, und ich antwortete: »Gerne einen grünen Tee.«

»Trinkst du den immer noch?«

»Ja.«

»Und?«, fragte mein Vater.

»Alles gut.«

»Schön. Bei uns auch. Alles gut. Bald kommt der Herbst. Da muss ich den Garten winterfest machen. Man hat immer was zu tun. Das ist gut.«

»Ja, das ist gut.«

»Deine Mutter hatte schlimme Rückenschmerzen in den letzten Monaten.«

»Thomas, lass es. Das interessiert Nike sowieso nicht«, sagte meine Mutter, und ich spürte, wie mein Inneres zu einem Punkt zusammenlief. Ich rollte hinter geschlossenen Lidern mit den Augen, sodass keiner es sah. »Warst du schon beim Chiropraktiker oder bei der Massage?«, fragte ich.

»Nein, die können nichts machen.«

»Aber vielleicht ja doch.«

»Nein, das muss ich aussitzen«, sagte meine Mutter, fasste sich an den Nacken und stöhnte laut. Sie schob ein Stück Kuchen auf den Heber und legte es auf einen Teller. »Apfelkuchen«, sagte sie nur.

»Ah, super«, antwortete mein Vater.

»Ich habe euch was mitgebracht«, rief ich, stand auf, ging in den Flur zurück und holte meine Tasche in die Küche. Ich kramte nach der Mesusa und überreichte das Päckchen

meinem Vater.

»Was ist das?«

»Pack's aus!«

Meine Mutter stellte drei Teller auf den Tisch, legte die Gabeln in die Mitte und brachte einen Serviettenhalter aus Messing. Ich entriss meinem Vater das Päckchen und schob es zum Platz meiner Mutter. »Los, hier, mach auf, Lea!«

Lea setzte sich, stöhnend, und wickelte die Mesusa aus. Sie hielt sie in der Hand, drehte sie hin und her und fragte: »Was ist das?«

»Eine Mesusa!«

»Eine was?«

»Eine Me-su-sa«

»Und?«

»Die macht ihr euch außen an den Türrahmen, damit euer Haus vor Bösem geschützt wird.«

»Bitte?«, fragte mein Vater.

»Das ist jüdische Tradition«, erklärte ich.

»Ach so«, sagte meine Mutter, schob die Mesusa von sich weg, nahm eine Gabel und begann, ihren Kuchen zu essen.

»Ich werde Alija machen!«, brach es aus mir heraus.

»Schon das zweite Wort, das ich heute nicht kenne. Deine Tochter will mich mal wieder dumm aussehen lassen, Thomas.«

»Ich will dich nicht dumm aussehen lassen.«

Meine Mutter schaute mich durch ihre halb geschlossenen Augen böse an und verzog den Mund.

»Alija heißt Einbürgerung.«

»Na, so was. Ein deutsches Wort, das jeder verstehen kann«, sagte mein Vater und lachte laut.

»Können wir vielleicht erst mal in Ruhe Kuchen essen? Du kannst uns später alles zu deiner Metula erzählen.«

»Alija: Einbürgerung. Mesusa: Schutzschild für den Türpfosten.«

»Ich finde, es reicht«, schrie meine Mutter. Mein Vater lachte verlegen. Ich zuckte zusammen wie schon als Kind immer. Dann nahm ich alle Kraft zusammen, die ich in meiner Körpermitte finden konnte, und sagte: »Ich brauche meine, deine und am besten noch Rosas Geburtsurkunde. Ich habe einen Job in Tel Aviv angenommen und werde ab Mitte Oktober Alija machen, also, mich einbürgern lassen.«

»Hast du den Verstand verloren?«, fragte Lea, und mein Vater tätschelte ihre Hand.

»Nein, wieso? Ich gehe einfach für ein Jahr in eine andere Stadt, um dort für den DAAD eine Konferenz vorzubereiten.«

»Und das muss Tel Aviv sein?«, fragte mein Vater vorsichtig.

»Da ist nun mal die Konferenz. Ich verstehe gar nicht, wo das Problem ist.«

Meine Mutter stand auf, schob ihren Stuhl nach hinten – die Holzbeine quietschten laut auf den Bodenkacheln – und ging ins Wohnzimmer.

Als sie zurückkam, hielt sie drei Dokumente in der Hand, die sie mir wortlos auf den Schoß warf. Meine Geburtsurkunde, ihre und Rosas.

»Danke«, sagte ich und suchte die Papiere sofort nach den Worten *Jude* oder *Jüdisch* ab, denn das musste darauf ausgewiesen sein, so hatte es mir Daria schließlich erklärt.

»Da steht ja nirgends *Jude* oder *jüdisch*.«

»Wie bitte?«, fragte meine Mutter verächtlich.

»Da steht nirgendwo, dass wir Juden sind.«

»Wieso sollte das auch vermerkt sein? Das sind in der DDR erstellte Geburtsurkunden. Religion spielte keine Rolle. Und das tut sie in meinem Leben auch heute noch nicht, falls dich das interessieren sollte, Nike.«

»Das weiß ich, Lea. Also, dass dich Religion nicht interessiert. Ich könnte dich jetzt korrigieren und sagen, Judentum ist vor allem Kultur. Aber das ist jetzt unwichtig. Wieso stammt Rosas Geburtsurkunde aus der DDR? Sie ist doch in Paris geboren?«

»Das musst du Rosa fragen«, flüsterte mein Vater.

»Sonst noch was?«, fragte meine Mutter schnippisch.

»Nein«, antwortete ich.

Ich blieb insgesamt zwei Stunden und erklärte meinen Eltern, dass ich leider nicht zum Mittagessen bleiben könne, weil ich noch Trang treffen müsse. Lea liebte Trang, und damit war die Sache erledigt. Die Urkunden schob ich in eine der Klarsichtfolien, zu den ausgedruckten Bildern der Airbnb-Apartments und dem Wikipedia-Eintrag über das *Law of Return*. Nichts davon hatte ich Lea und Thomas gezeigt.

Mittlerweile hatte es aufgehört zu regnen. Meine Mutter blieb im Haus. Nur mein Vater begleitete mich nach draußen und klopfte aufs Autodach, als ich losfuhr.

Ich stand vor einem offensichtlich unlösbaren Problem. Rosa war in Paris geboren. Ihr Vater Martin, der sich in den Kriegswirren erst in Frankreich und später in der Schweiz aufgehalten hatte, war 1949 in die DDR gegangen, um einen Ministerposten anzunehmen. Seine Tochter nahm er allerdings nicht mit, sondern brachte sie nach dem Kriegsende bei einer Amme in München unter. Als er Rosa Anfang der Fünfzigerjahre wieder zu sich holte, ließ er ihr eine neue Geburtsurkunde ausstellen, auf der ihre jüdische Identität nicht ausgewiesen war. Das Original aus Frankreich war unauffindbar. Ohne die echte Urkunde, auf der Rosas ethnische Zugehörigkeit ausgewiesen war, würde ich keine Alija machen können.

Den ganzen Sonntag verbrachte ich in Sorge, Karin zu viel versprochen zu haben. Wahllos verschickte ich WhatsApp-Nachrichten an ein paar Freunde. Marlene, die ich seit meiner Kindheit kannte, antwortete mir, und wir verabredeten uns spontan für die nächste Woche. Ich spielte gedanklich Möglichkeiten durch, wie ich die Sache doch noch retten könnte.

Am Montagmorgen schrieb ich der Jüdischen Gemeinde eine E-Mail und hinterließ eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Ich hoffte, dass sich dort zumindest die Geburtsurkunden meiner Urgroßeltern befanden, mit denen ich Rosas Jüdischsein beweisen könnte. Zwei Tage lang bekam ich keine Antwort. Am Mittwoch stürmte ich hektisch in die Räumlichkeiten in der Fasanenstraße. Direkt hinter der Hochsicherheitstür, an der man wie am Flughafen kontrolliert wurde, befand sich der Empfang. Eine etwa fünfzigjährige, stark geschminkte Frau ignorierte mich so professionell, dass ich dafür sogar einen kurzen Moment Anerkennung aufbringen konnte. Hätte mich Karin nicht schon in Tel Aviv gesehen und ich kein Ticket für einen Flug in zwei Wochen gehabt, ich hätte ihr die Macht gegönnt und mich freiwillig untergeordnet.

»Hallo, mein Name ist Nike Waldman. Ich habe am Montag angerufen, eine Nachricht hinterlassen und eine E-Mail geschrieben. Es geht um meine Alija und die Geburtsurkunden meiner Urgroßeltern.« Sie reagierte nicht auf mich, sondern nahm den Hörer vom Telefon, tippte eine Nummer, drehte sich in ihrem dunkelgrauen Bürostuhl von mir weg und fing an, auf Russisch zu sprechen. Dem Tonfall nach mit ihrer besten Freundin, Mutter oder Schwester. Ich veränderte meine Position so, dass sie mich zumindest aus dem linken Augenwinkel sehen konnte, und wiederholte meine Sätze. Sie aber drehte ihren Bürostuhl unauffällig zehn Zentimeter nach rechts, zog mit den Fingern